



Brandbrief eines Schlagerfreundes:

Sie haben ausgesungen ...

Ich sag's ganz ehrlich: ich mag nicht mehr! Ich hab' jetzt keine Lust mehr, mir die vielen, allzuvielen Teenagerplatten anzuhören.

Ich gebe auch freiweg zu, daß ich all diese falschen Herztöne, die Triolenmasche, den Stotter-Shuffle und das miese Gesinge der Babies, die lieber unzerreißbare Bilderbücher lesen sollten, nicht mehr auseinanderhalten kann. Da ist eine Platte wie die andere: rund, schwarz und doof.

Man sollte diese Platten-Platitüden viereckig schneiden, lochen und abheften. Zu den Akten legen.

Spielen sollte man sie nicht mehr.

Zur Sache: die Rock'nRoller, die Zitteraale, Hüftwackler und Schluckaufsänger haben genug auf dem Kulturträger Schallplatte herumgetanzt. Wenn das der Phono-Industrie noch nicht aufgefallen ist, dann muß es die Kritik sagen (ohne dabei, wie die Schallplattenfunktionäre es tun, erst auf ein bestätigendes Stichwort aus Amerika zu warten).

Über drei Jahre lang haben die Dutzendsänger, die duften Jungs und die schnieken Mädchen ihre pubeszenten Stimmbänder öffentlich strapaziert und dabei Star-Ruhm usurpiert. Sie haben uns ihre strammen Pullover, die Nieten an ihren billigen Hosen und ihre hochhackigen Suffragettenstiefel gezeigt und zur primitiven Peter-Kraus-Gitarre (mit idiotensicher vorgestimmten vier Saiten) geblüfft.

Sie haben aus der Musik eine akrobatische Parterrenummer gemacht.

Und wir haben uns das angehört. Anfangs mit Begeisterung und schnickenden Fingern. Dann mit kaum beherrschter Geduld. Schließlich mit steigender Magensäure.

Was mich betrifft: ich mag jetzt nicht mehr.

*

Anfangs, als sie kamen, die jungen Leute, die Newcomers und die Parvenus der heißen Musik, anfangs waren sie gut. Sie waren sogar notwendig.

Sie hatten eine Funktion. Und sie erfüllten sie.

Sie versetzten der bundesdeutschen Feld-, Wald- und Wiesen-Schnulze den verdienten Tiefschlag. Und das war gut und richtig so.

Hart im Zugriff, ehrlich in der Aufdeckung ihrer kreatürlichen Unterströmungen waren sie die Beat-Barden einer jungen Generation, die mit dem sentimental Seim vorausgegangener Schlagerproduktionen aufräumten. Sie waren zornige junge Männer, junge Mädchen von neuem Typ, Beat-Generation, Halbstarke und Halbarte in einem.

Dann aber wurden sie Gartenzwerge in Bluejeans.

Sie wurden es, weil unsere Schallplattenfunktionäre plötzlich (angeregt durch die US-Zeitschrift „Cash-Box“) in Bevölkerungsstatistiken blätterten und feststellten, wie biologisch stark die junge Generation für die nächsten paar Jahre heranwuchs.

Da setzten sie fast alles auf diese eine Karteikarte.

Da vergaßen sie die großen Festreden, das „Kulturerbe“ und das Händel-Jahr und gingen auf jenen Jahrmarkt zurück, auf den Thomas A. Edison im Jahre 1880 seine „Narrenwalze“ gestellt hatte. Da verramschten sie vorwiegend nur noch Teenagersound. Sie machten die in Prospekten und auf Tourneen so ölig begrüßte junge Generation zum musikalischen Stimmvieh.

Nach Bill („Schmalzlocke“) Haleys polizeibekanntem Schnittmuster kopierten sie die amerikanischen Teenagerplatten, hörten sich genau an, wie Onkel Sam sich räuspert und wie er spuckt.

Ihre altverdienten Troubadoure, poly-dorische Säulen in der Schallplattenentwicklung der Nachkriegszeit, ließen sie langsam sterben. Ringsumher mähten sie fast alles nieder, was noch in musikalischer Blüte stand, und pflanzten dafür amerikanische Petersilie.

Schlagerkönige wurden entthront, Star-Interpreten entlassen. Die cleveren Jungs hinter den Produktionsschreibtischen ließen sich das böse Wort einfallen: „Zu gut! Kommt bei uns nicht an. Könn' wir leider nicht machen!“ und dichteten fortan selber nach amerikanisch vorgekauften Melodien (und Arrangements!) dürrfuge Verslein.

Aldann setzten sie ihr völlig kritikloses Jungvolk darauf an. So kam es, daß wir in Deutschland das bibbernde Fieber kriegten, nachdem Onkel Sam nur geräuspert und gespuckt hatte.

So kam es, daß wir Schlager-Amerikaner wurden.

*

Aus war es mit der so herzerfrischend begonnenen Welle des Twobeat-Rhythm. Aus den anfangs ehrlich begrüßten Schnulzen-Tiefschlägern wurden singende Menschenäffchen. Die „Masche“ wurde inflationiert, – aus Einfallslosigkeit, aus Nachahmungstrieb – und der Rock wurde zur Slow-Rock-Schnulze.

Eine ganze Generation zwischen 30 und 60 verlor das Interesse am Schlager schlechthin. Unsere Mütter drehten im Radio die Schallplattensendungen nicht mehr an. Unsere Väter kehrten zu Franz von Suppé zurück. Auch die geistigen Nachtarbeiter, die früher bei zärtlich swingender Background-Musik noch schreiben und rechnen konnten, schalteten ab. Und Intellektuelle, die sich vorher noch am Schlager verlustieren konnten, dachten plötzlich an jenen Studiosus Sand, der im März 1819 den großen Schnulzenkönig Kotzebue erdolchte.

Gutwillige Schallplattenkäufer mußten in den Läden feststellen, daß die Kenntnisse und Offerten der meisten Plattenfräuleins bei Peter begannen und bei Conny endeten, und sie dachten: diese Läden sind nichts mehr für uns! Zahlreiche Funk- und Fernsehleute verloren die Lust, noch weiterhin im Äther etwas für den Schlager zu tun. Und die jungen „Stars“ selber blamierten sich rudelweise auf den Bildschirmen.

Dafür aber wurde die Straße mobil gemacht.

Lederjacken und Motorradbräute wurden mitten im Mendelssohn-Bartholdy-Jahr auf den Plan gerufen. Die Schreier und Pfeifer, die sich schaffen wollten, egal wie! Die amüsischen Trampeltiere.

Sie warfen mit Tomaten und stellten sich kühn mit nackter Brust vor die Spritzkanonen der Polizei.

Ja, und damit wäre die ganze Geschichte eigentlich bei der richtigen Adresse. Mögen die Polizeiberichte weiterhin über diese leidige Entwicklung etwas vermelden: Sensationen von der musikalischen Wasserfront wie damals im Jahre 1927, als unter den Vibrationen der Charleston-Tänzer eine Bostoner Tanzhalle zusammenbrach und fünfzig Menschen unter den Trümmern begrub.

Für die Phono-Kritik gibt es nichts mehr zu sagen.

*

Pardon, wie bitte? Was war das? Eine „Revolte des verdrängt Dionysischen“ gegen eine organisierte und mechanisierte Welt?

Anfangs ja! Heute aber ist das zu edel gedacht.

Pure Geschäftemacherei war das! Bankrott-Erklärung vor der dollarschweren amerikanischen Musikinvasion. Melodieberei. Nachäfferei. Mindestens so ein Zickendraht wie die weiland Heimatschnulzen von Anno 56, als die Pferde noch Tränen in den Augen hatten.

Jugendliche Ekstase, Pullover-Erotik, völlige Hingabe bis zum Ich-Verlust, – das alles wurde so prezios aufgeputscht, daß es zum Fetischismus führen mußte.

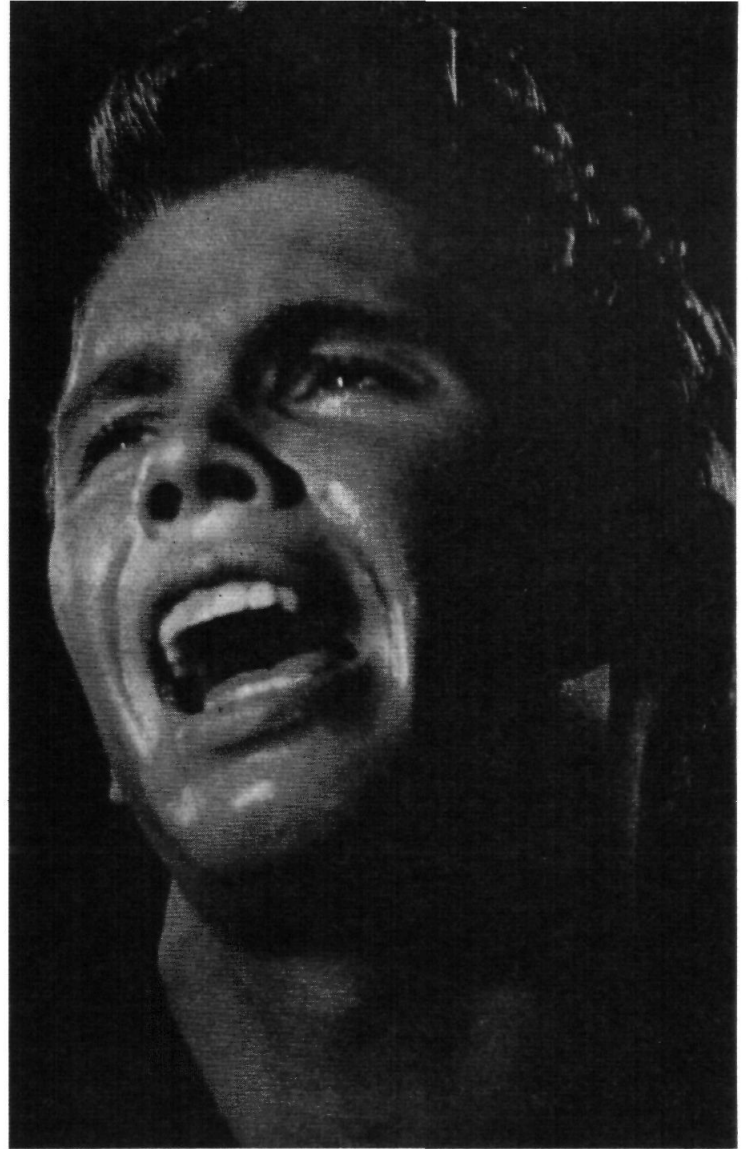
Zum Neo-Neandertaler.

Da wurde Klein-Gabriele wochenlang durch verschwoofte Musiktankstellen geschleust. Pappifratz Conny krächte „Auch du hast dein Schicksal in der Hand!“ (Ist das von Schopenhauer? Nee, von Nobach!) und war doch im Grunde nie so gut wie damals mit der „Badehose“. Pappifratz Peter exerzierte choreographisch eingedrimte Urwüchsigkeit und wimmerte vor einem röhrenden Massenpublikum: „Ich bin ja so allein . . . Man liebt mich nicht mehr!“ Pappifratz Detlef Engel kam daher wie der rasierte Turnvater Jahn, und Laurie London flog (mit seinem Pappi) nach Köln und sang deutsch, nachdem die Engländer ihn nach seinem Stimmwechsel nicht mehr hören mochten.

Und was sie sangen, war fast alles ausländisch.

Wir wurden, wie kein anderes Land der Welt, zu einem Schutt-abladeplatz fremder Spektakelstücke. Wir können kaum noch aus den Augen gucken, so amerikanisch, so italienisch sind wir geworden. So ausgebrüllt und stockheiser.

Und was die Zuhörer betrifft: so taub.



Und darum meine ich: Schluß mit der großen industriellen Abkoche. Ende des Traversspiels. Vorhang!

Auf unseren Schlagerschallplatten sollten wieder Sänger singen.

Walter Haas

Charlie Parker:

„Ich war
immer
in
Panik...“

Die Deutsche Jazz-Förderung gab den Großen Deutschen Schallplatten-Preis des Jahres 1959 an Charlie Parker („The Charlie-Parker-Story“ – auf Verve). Siegfried Schmidt schreibt über diesen großen Altsaxophonisten, der – wie Jazzbo Collins sagt – „mehr anerkannt und weniger verstanden wurde als jeder andere Musiker in der Geschichte des Jazz.“

Charlie Parker starb am 12. März 1955. Zeitungen und Zeitschriften der ganzen westlichen Welt meldeten und kommentierten seinen Tod. Viele Rundfunksender brachten Memorial-Sendungen. Die Jazz-Elite New Yorks musizierte im „Blue Note“ zwölf Stunden lang zu Ehren des verstorbenen Bird. Die Carnegie Hall und das „Birdland“ folgten mit Gedächtnis-Konzerten, jedes von ihnen ein „Festival en miniature.“

Die Schallplattenfirmen, bei denen Charlie Parker unter Vertrag gestanden hatte, bemühten sich mit hektischem Eifer um Memorial-Alben.

Niemals zu seinen Lebzeiten war um den kleinen, buddagestaltigen Mann ein solches Aufsehen gemacht worden.

Charlie Parkers letzter Auftritt im Birdland – am 4. und 5. März – war ein völliges Fiasko. Die Zerrissenheit der vorangegangenen Monate, das ständige Umherirren von einem Engagement zum anderen, die zur Psychose angewachsene Vorstellung, von niemanden anerkannt und verstanden zu werden, und die Nachwirkungen eines Selbstmordversuchs lagen als dunkel lastende Schatten über den beiden Abenden. Drei Tage nach dem musikalischen Zusammenbruch im Birdland gab es den körperlichen Kollaps. Im Hotelappartement der Baronin Rothschild de Koenigswarter bekam er Atemschwierigkeiten und spuckte Blut. Auf die Frage des herbeigerufenen Arztes, ob er viel Alkohol tränke, sagte Parker: „Manchmal einen Sherry vor dem Essen“. Jedermann wußte, wieviel er in den letzten Monaten getrunken hatte. Gegen eine Überführung in's Krankenhaus wehrte er sich. Am dritten Tag ging es etwas besser. Er sprach von neuen Plänen, von einer neuen, großen Band, die er aufstellen wolle, war heiter und stellte den Fernsehapparat ein. Als er über einen Gag der Dorsay-Brothers-Show lachte, verfärbte er sich